

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1921**

217 (17.9.1921) Die Mußestunde



„Sehan S, des is a Wort,“ lachte Salvermoser; „i hab's glei g'lagt, der Tulpenstod, hab i a'ragt, des is halt a Mo, der wo...“

„Sehan gut, schon gut! Erzählen Sie nur rasch! Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen.“

„Na, des macht nix. Lassen S auf, i erzähl's Gabna ganz g'nau. Also i geh beim Untervirt aufa, net? Und da steht i a Solzhaua, net? Obal!“

„Mein Lieber, gehen Sie jetzt und erholen Sie sich.“ „Na, na, Herr Doktor. Sehan S, Sie san an so a'führiger Mo, i muß's Gabna glei erzählen. I kimm nacha viel haba.“

„Also, meinnetwegen; nur rasch, rasch!“ „Ja, und da bin i beim Untervirt aufa und da steht a Solzhaua, net? Na, und des han i o'g'schaut. A schön's Holz is a'wen, lauter feichtene und buachene Scheiteln. Da hob i mir denkt, was werd jetzt dös Holz kosten, net? Sie, Herr Doktor Obal!“

„Tulpenstod wurde nervös.“ „Entweder erzählen Sie mir den Vorfall, oder...“ „Es kimmst scho, lassen S nur auf, Herr Doktor. Also, i aag a Scheitel aufa, und wia i i's o'schaut, ge grad der Brunner Peter daher. Na, und nacha hat er g'ragt: Was tuast denn Du do?“

„Mit dem Holzstich? So? Und warum?“ „Ja, es is ganz kloa a'wen. Und überhaupt's han i eahn gar net treffen wollen. I ho mir denkt, i han in d'Ruft, das er derdriekt. Also, er muach grad neig'reant sei. I glaab, das er des mit Fleis to hat. Sie, Herr Doktor, obal! Woana S, das i freig'sprocha wer?“

„Tulpenstod war über diese Frage etwas erkaunt; aber da er einem Klienten nicht gern die Stimmung verdarb, sagte er: „Freig'sprocha? hm, ja, wer weis? Wir müssen eben abwarten.“

„Ja, lassen S auf, Herr Doktor. Wir macha de G'schicht a so: bal i frei wer', zahl i Gabna, und bal i g'straft wer', nacha troia'n Sie nix.“

„Was fällt Ihnen ein? Ich lasse mir doch keine Bedingungen stellen.“

„So, Sie mögen des net?“ fragte Matthias Salvermoser und blinzelte wieder mit dem linken Auge, „jetzt kenn i mi scho aus. Reden Sie a richtige Fibna auf mein Brozef hätt'n, nacha werden Sie ganz anders. Na, mei Diabal! Do geh i zua an andern.“

Der Neandertaler

Die durch die preussische Regierung erfolgte Erklärung des Neandertales als Schutzbiet leckt die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegend, in der vor nun 65 Jahren der berühmte prähistorische Schädel gefunden wurde, der zum Ausgangspunkt eines ganz neuen und bedeutsamen Zweiges der Anthropologie werden sollte. Es war im Jahre 1868, als in einer kleinen Höhle des bei Nettmann im Regierungsbezirk Düsseldorf gelegenen Neandertales, und zwar in der sog. kleinen Feldhofer-Grotte, ein Skelett aufgedeckt wurde, das in eine zwei Meter dicke diluviale Lehmschicht eingebettet war. Man fand von diesem Skelett das Schädeldach, zwei Oberarmen, zwei Oberarme, drei Ellen, eine Speiche, ein Schlüsselbein, Teile vom Becken und Schulterblatt sowie Bruchstücke von Rippen. Der Fund wurde damals durch Fullrott geborgen und rief in der wissenschaftlichen Welt alsbald eine lebhafteste Kontroverse hervor. Sofort wurde der Vermutung Ausdruck gegeben, daß es sich hier um die Ueberreste eines prähistorischen Menschen aus fernster Vorzeit handele, einer Anschauung, der jedoch kein Geringerer als Rudolf Virchow auf das entschiedenste widersprach. Der damals schon hochberühmte Anatom warf das ganze Gewicht seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit in die Waagschale, indem er erklärte, von einem Menschen der Vorzeit, dem Angehörigen einer längst untergegangenen Rasse, die gemischten Affen und dem Homo sapiens darstelle, könne gar keine Rede sein, und das Skelett müsse von einem Individuum herrühren, das an Knochenentzündung gelitten habe, durch die der Schädel deformiert sei. Lange Zeit kam gegen Virchows Autorität die andere, richtige Anschauung nicht auf, und erst nach Jahr-

zehnten konnte Schwabe den Nachweis erbringen, daß Virchow im Irrtum war. Der Schädel des Neandertalers, wie man ihn wissenschaftlich nannte, wurde später durch den berühmten, 1916 verstorbenen Breslauer Anatom Hermann Koenig rekonstruiert und befindet sich im Bonner Provinzialmuseum. Er vereinigt in sich menschliche Merkmale mit Affencharakteren und nimmt in der Mehrzahl seiner Eigenschaften zwischen den höchstehenden Affen und dem Menschen eine Mittelstellung ein, jedoch so, daß der Neandertaler den anthropomorphen Affen näher als dem Menschen von heute steht.

Maßgebend für das Durchbringen der Anschauung, daß es sich hier um die Ueberreste eines Menschen aus gräuester Vorzeit handele, war die Auffindung zweier anderer, übrigens schlecht erhaltener Schädel in der Höhle von Spy in Belgien, die im Jahre 188 erfolgte. Man erinnerte sich dann auch an einen noch weit älteren Fund, der im Jahre 1835 in der Höhle von Engis bei Lüttich gemacht worden war. Damals hatte Schmerling zwischen Knochen des Mammuts, des wollhaarigen Nashorns und des Höhlenbären zwei ähnlich altertümliche Schädel eines jüngeren und eines älteren Menschen gefunden. Hierzu kamen bald weitere Ausgrabungen aus den Höhlen von Nalarnoand und Arcy in Frankreich, von La Naulette in Belgien und verschiedenen Höhlen Nördens, besonders aber die Funde von Krapina in Kroatien seit dem Jahre 1901. Bei Krapina fand man die Knochenüberreste von nicht weniger als etwa zehn Individuen verschiedenen Alters und Geschlechts; sie waren zur Erlangung des Markfettes aufgeschlagen und teilweise durch das Feuer einer Herdstelle angebrannt. Offenbar waren diese Individuen der Vorzeit einst hier überfallen, getötet und nach Kannibalensart von ihresgleichen verspeist worden.

Alle noch etwa bestehenden Zweifel über die Rassenmerkmale des altdiluvialen Neandertalers, wurden durch die bedeutsamen Funde des schweizerischen Archäologen Otto Hauser zerstreut, der im März 1908 in der Grotte von Le Moustier im Departement Dordogne (Südfrankreich) den Schädel eines jugendlichen Individuums fand, und zwar in einer völlig ungehörten Schichtung, aus der Hauser auf ein Alter von etwa 140 000 Jahren schloß. Noch nie zuvor war ein menschliches Skelett in einer Schicht von so hohem Alter festgestellt worden. Hauser war überzeugt, die Ueberreste eines der Neandertalerrasse angehörenden Individuums vor sich zu haben, und glaubte, der einige Monate später den Fund hob und rekonstruierte, schloß sich der Hauser'schen Auffassung an. Der Fund erhielt den Namen Homo Moustierensis, Hauser-Kraatich. Ein Jahr später, im August 1909, gelang Hauser die Ausgrabung eines neuen vorzeitlichen Skeletts, das vorzüglich erhalten war und das sich in einer Halbhöhle fand, die im Volksmund den Namen Grotte de la Chapelle führt. Die Fundstelle befindet sich etwa 50 Kilometer in nördlicher Richtung von Le Moustier entfernt, gehört aber einer anderen, jüngeren Kulturperiode, dem soa. Aurignacien, an. Auch die beiden Skelettfunde zeigen scharf voneinander getrennte Merkmale und lassen deutlich erkennen, wie die beiden Typen, der Homo Moustierensis und der Homo Aurignacensis, Angehörige ganz verschiedener Kulturen sind.

Erst diese Hauser'schen Funde haben dem mehr als ein halbes Jahrhundert vorher entdeckten Neandertaler zu seiner weittragenden wissenschaftlichen Bedeutung verholfen. Kraatich konnte aus den Merkmalen der Schädel nachweisen, daß die Neandertalerrasse die ältere und primitivere ist, während die Aurignac-Rasse jüngeren Ursprungs sein muß, da sie höher entwickelt ist. Aus diesen beiden europäischen Urassen und deren Vermischung ist die Hauptmasse der gegenwärtigen Bevölkerung Europas hervorgegangen. Die Neandertalerrasse war schon vor der Eiszeit über den ganzen Norden des Erdteils zusammen mit einer Tierwelt verbreitet, die der noch heute in Afrika lebenden nahe verwandt war. Denn das hat sich durch die genaue Erforschung der Höhlenfunde und ihren Vergleich mit anderen vorzeitlichen Funden genau feststellen lassen. Sicherlich ist der Neandertaler aus Afrika nach Europa gelangt, über die Landbrücken, die vor der Eiszeit sowohl bei Gibraltar wie zwischen Tams und Sizilien nach bestanden haben. Und nach Norden hin besaß Europa Landbrücken mit Grönland und dieses wieder mit Amerika, woher sich dessen Urbevölkerung in ihrer Abstammung erklären läßt. Als das Diluvium begann, und als die Gletscher Menschen und Tierwelt nach Süden drängten, erhielten sie sich in den vom Eis freibleibenden Gebieten Mitteleuropas, namentlich in Frankreich.

Ein anderer Teil der prähistorischen Tierwelt ist aber, nach seiner Verwandtschaft mit den asiatischen Formen zu schließen, von Osten her nach Europa eingewandert, und mit dieser asiatischen Mammutterwelt ist auch der Homo Aurignacensis von Osten gekommen, wie seine Verwandtschaftsbeziehungen mit den heutigen niederen Menschentypen Südasiens

und Australiens, das früher durch den Sunda-Archipel mit dem asiatischen Kontinent zusammenhing, klar erkennen lassen.

Es bestehen ganz bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß diese beiden Urassen in Europa zusammengelebt und einander bekämpft haben, wobei die intellektuell geringere entwickelte Neandertalerrasse von der höherstehenden Aurignac-Rasse verdrängt worden ist. Trotzdem haben sich Rassenmerkmale des Neandertalers infolge unausbleiblicher Vermischung beider Rassen erhalten. Wenn jetzt das Neandertal als Naturdenkmal erklärt worden ist, so war das natürlich die Absicht auszusagen, daß die Fundstelle unberührt weiter zu Forschungen zu erhalten, und wenn man natürlich auch nicht weiß, ob der Schatz der Erde im Neandertal noch weitere Ueberreste des Menschen und seiner herrschen Mitbewohner birgt, so mag angeht bis zur Erforschung, die Hauser in der Dordogne gemacht hat, doch mit der hohen Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß uns eingehende Forschungen noch überraschende Aufschlüsse über Europas älteste Rassen geben werden.

Zwanzig Mark

Stimme von Hans Gassen. In der Bibliothek einer Großstadt. „Herr Doktor, ich habe ein Buch gekauft, suchen Sie mir ein Buch auf oder warten auf Bestelles.“

Ein vielleicht fünfzigjähriger Mann, sauber, aber ärmlich gekleidet, kommt, fast ein wenig zaghaft, herein sieht sich scheu um und geht zur Wand, wo die Kataloge aufgestellt sind. Aus seinem ganzen Gebaren erzieht man sogleich, daß er an dieser Stelle fremd ist. Er weiß nicht Bescheid, braucht einige Zeit, bis er sich mit der Art der Anordnung der Verzeichnisse vertraut gemacht hat.

„Nun scheint er gefunden zu haben, was er sucht. Ein heller Schimmer liegt auf seinem zerrauten Gesicht. Mit lebhaften Schritten geht er zum Tisch hin und schreibt Name und Standort des Buches auf einen der dort ausliegenden Zettel.“

Nachdem er ihn dem Bibliothekar übergeben, setzt er sich wieder und wartet. Sein Gesicht hat einen verklärten Ausdruck angenommen, wie ihn das Ansehen der Kinder trägt, wenn sie auf das Christkind warten. Wie lange hat er sich nach dem Buch geseht, das nun in seine Hand gelegt werden soll. Wie dirrtet sein Geist nach den fremden, märchenhaften Dingen, die aus den Leitern zu ihm emporsteigen werden und sein Herz vielleicht umgölben mit ein wenig Sonne. . . .

„Derr A!“ ruft der Bibliothekar. Der junge Mann springt auf. „Jest, Jest,“ jubelt es in ihm. „Geben Sie schon entliehen?“

„Nein.“ „Ja dann müssen Sie zwanzig Mark hinterlegen. Erst dann kann ich Sie zum Reihverleiher zulassen.“

Wachsam griff der Arme in seine Taschen. Leer, alle leer. Woher soll er auch zwanzig Mark haben?

Das Frohgefühl war verweht; mit dunklem Jähzorn begann wieder das alte Leid Besitz zu nehmen von der Seele des in sich Zusammengefunkenen. Wie im Traum sah sich der Jäh Enttäuschte im Saal um. Keiner kümmerte sich um ihn, denn da eben eine große Hoffnung in Scherben zerbrochen. Da fiel sein Blick auf ein Mädchen. Wo hatte er sie gesehen? Plötzlich wußte er es. Die große Glascheibe der Konditorei an der Hauptstraße sah er vor sich, und dahinter viele frohe Menschen. Unter ihnen, dem Fenster am nächsten, sah das Mädchen und ah Ruchen und Torte und krank Schokolade und legte, gerade als er vorüberging, einen Zwanzigmarkschein in die Hand des Fräuleins das bediente. Und das war zufrieden, gab nichts heraus und ging zu andern Gängen.

Zwanzig Mark. Mit zögernden, schlängelnden Schritten, wie er den Saal betreten, verließ der junge Mann den Raum und tauchte wieder unter im Strom des Alltags, der grau und müde seine Bahn geht.

Für unsere Frauen

Praktische Völkerverjöhnung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Deutschland gegen Ende des Krieges bei allen Völkern kaum mehr einen offenen einkelnden Freund besaß. Es gab gewiß noch anständigen Menschen in Neutralität, die uns nicht haßten, aber Liebe, Sympathie genossen wir wohl kaum. In Skandinavien, Holland und der Schweiz machte der verheerende U-Woolkrieg es denjenigen, die es gut mit uns meinten fast unmöglich, offen und freundschaftlich für uns einzutreten. Der Zusammenbruch offenbarte unsere innerliche

leibliche und geistige Not, dokumentierte unseren Verzweiflungskampf. Die Revolution, keine Entfesselung reinen deutschen Idealismus, keine seelische Erneuerungsphase, sondern ein Verfinnen im Chaos von Ruch und Gegenruch, in veränderter krankhafter Vitalitätsphase brachte uns wenig Bewunderung, allenfalls Mitleid. Mitleid mit unseren Hungernden, Kriegerenden und Verzweifelten, mit unseren seelischen und materiellen Not.

Das Ende des Krieges zeigte aber auch, daß der Haß nicht mit einem Kontrakt abgebaut werden kann und daß der Krieg selber eine verheerende seelische Pest ist, die geistig eine ganze nachfolgende Epoche zu beherrschen vermag. Auch Völker können nach jahrelangem Werd nicht die Hände in Unschuld waschen, so als ob nichts geschehen wäre. Der Krieg als Erlebnis wird stets wie ein Schatten in den Frieden folgen. I Demas dürfen sich jene Nationen glücklich schätzen, die ihn entronnen sind, die den Frieden als bewußte Selbstbehauptung standhaft verteidigten und ihre Herzen dem höhern Zweck des Kampfes uns Dasein nützlich das Gute zu erst leben, offen stellten. Ermöglichte die Friedensgesinnung der Neutralen bereits mitten im Kriege die Betätigung edelsten Samaritanertums an den Austauschgefangenen, so ließ auch die einseitige Not anderer Kinder sie sofort handeln und — sagen wir es getrost — an unserem Rode einen edlen Teil des Rettungswertes vollbringen. Ein eigenartiges Rettungswort freilich insofern, als die große Zahl der Kinder nicht nur körperlich, sondern auch seelisch regeneriert dem Lande wiedergegeben wurde.

Einem kleinen Bild in dieses Rettungswort gefaltet uns eine Sammlung von Briefen, die Walter Georgi unter dem Titel: Briefe deutscher Herrentinder aus Skandinavien (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena) veröffentlicht hat. Von 25 000 Briefen bietet uns die Sammlung einen Auszug, gewiß der typischsten, aber ohne Ueberreibung darf man sagen, daß sie uns als Zeugnis für einen gefunden Reim unserer Jugend dienen können. Denn die Reime der tätigen Liebe, die in Form der Hilfe und Pflege in ihre Herzen gelegt wurden, sprossen in den Briefen bereits als grüne Dankbarkeit, als Gebenliebe. Sie erarbeiteten als Kinder manche Feingebung, die enghäutig verloren haben. Gewiß sind Kinder — besonders für greifbar bewiesene Freundlichkeiten dankbar, sie fühlen sich so aufzuziehen ins Schlaraffenland berufen, aber es sind die Schaulenkenster mit Wuch und Schinken, Weisheit und Ruchen, nicht ausschlaggebend in den Betrachtungen. Neue Natur, neue Menschen und Sitten, die trotz anderer Sprache in ihrem Tun und Treiben ihnen sofort so nah wie Eltern, Bruder oder Schwester sind, regen sie an, rufen zu Betätigung und Betätigung, erweitern früh die Perspektive über die Heimat und reihen das Denken zum Vergleich. Bilden kurz gesagt, einen Reimen, beschränkten Anseh praktischer Völkerverständigung, belibenen, die am voraussetzungsloseten, reinsten sind.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die psychologische und pädagogische Erfahrungsfülle dieser Briefe auszuschöpfen zu wollen. Aber eines sei noch gesagt: Der große düstere Hintergrund, vor dem sich die kindlichen Stimmen wie ein ahnungsloses Lachen und fröhliches Wandern in die Welt erhebt, nämlich die Not Deutschlands als Folge verhängnisvoller Frenns, verpflichtet uns um unserer Kinder wille zur äußersten Entfaltung zur Erneuerung aller Kräfte. Gilt es doch, unser Land der sehigen Jugend schöner und glücklicher zu übergeben, als wir es aus dem Zusammenbruch empfangen haben.

Die Mütter

Von Clara Böhm-Schuch. Und alle gehen sie umher mit diesem tief verschlossenen Moch im Blick, als hätte das Leben keine Hoffnung mehr. Der wilde Sturm zerstückt das bische Glück, das ihres Daseins Inhalt war. Nun stehen sie, jedes Tropfes har, und schauen ihren schweren Weg zurüd. Nur manchmal gukt ein Strahl aus fernem Land, und um die Sterne huscht ein leichtes Neulichten da, wo der Mutterkiss die Kinder fand. Ihr habt die Zukunft noch, verzaget nicht! Und ob sich jetzt auch eure Augen feuchten, weil euch erlosch das liebste Angesicht — den Kindern dürft ihr alle Liebe geben! Der Vater starb nicht, dessen Kinder leben!